

Zu diesem Heft

Jenseits der Kolonialität von Geschlecht

Geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen/Praktiken sind vielfältig und bilden ein umkämpftes Feld. Im Kontext postkolonialer Machtgefüge überlagern sich koloniale und indigene Vorstellungen von Männlichkeiten, Weiblichkeiten sowie dritten Geschlechterräumen und sorgen in Verwobenheit mit anderen Dimensionen der Ungleichheit für widersprüchliche und dynamische Situationen der Mehrfachunterdrückung, aber auch für Momente des Widerstands, der Solidarisierung und der Allianz. Feministische Richtungen dekolonialer und postkolonialer Theorien beleuchten dementsprechend – wenn auch mit unterschiedlicher Zielsetzung – die multiplen Situationen von Frauen* und LSBTIQ (Lesbisch Schwul Bi Trans* Inter* Queer) in postkolonialen Gesellschaften. Sie behandeln Forschungsfelder wie soziale Bewegungen, Rechtspraxis, Dissidenz und Empowerment, (queere) Diaspora, Naturverhältnisse, Migration, Siedler*innenkolonialismus oder Entwicklungszusammenarbeit und kritisieren essenzialistische, dichotome und starre Kategorienbildung sowie Repräsentationspolitiken. De- und postkolonialen Perspektiven auf Geschlecht und Sexualität geht es ferner darum, die sozialen Verhältnisse hinsichtlich ihres Potenzials für Widerstand und für die Entstehung subversiver Praktiken und Wissensformen zu befragen. Viele dieser richtungsweisenden Arbeiten sind aus indigener, *People-of-Color*- und Schwarzer Perspektive mit dem Ziel geschrieben, eine „new geopolitics of knowledge“ (Gurminder K. Bhambra) anzustoßen, die Prozesse der Veränderung hin zu mehr epistemischer Gerechtigkeit mit sich bringen.

Ein Feld, in das sich zweigeschlechtliche und heteronormative Vorstellungen über „entwickelte“ und „zu entwickelnde“ Geschlechterordnungen besonders wirksam eingeschrieben haben, ist das der Entwicklungszusammenarbeit. Während modernisierungstheoretische Konzepte weitgehend darauf verzichteten, sich mit den Adressat*innen eingehender auseinanderzusetzen, entdeckten spätere Konzepte – etwa im Rahmen des Grundbedürfnisansatzes von Ester Boserup – in den 1970er Jahren schließlich „Frauen“ als neue entwicklungspolitische Subjekte, die es zu fördern gelte. Zwar hat der Einzug des *gender mainstreaming* seit den 1990ern dazu geführt, dass Entwicklungszusammenarbeit unterschiedliche gleichstellungspolitische Werkzeuge einsetzt, um bspw. das jeweilige Geschlechterverhältnis zu

analysieren, Vulnerabilitäten von Frauen und Männern zu identifizieren und gleichstellungspolitische Lösungen zu entwerfen. Jedoch dominiert ein binär strukturiertes Entwicklungsdenken weiterhin Wahrnehmung und entwicklungspolitisches Handeln. Zudem werden dabei Frauen* in erster Linie als vulnerable, und ergo „zu entwickelnde“ und „zu empowernde“ Akteur*innen aufgefasst. Dies basiert auf einem westlich-liberal-feministischen Verständnis von Emanzipation, um es in bewährter Manier auf *andere* Räume zu übertragen, ohne lokale Kontexte und deren Verständnis von Feminismus, Frauen*-Solidarität oder Emanzipation zu berücksichtigen.

Hanna Hacker geht auf solche Wahrnehmungspraktiken ein, indem sie die Debatte zu #AidToo analysiert. Sie zeigt am Beispiel der medialen Reaktionen zum „Skandal“, den die Vorfälle sexualisierter Gewalt bei der Entwicklungshilfeorganisation Oxfam nach sich zogen, wie sich das *Aidland*, d.h. die institutionalisierte Sphäre der Entwicklungszusammenarbeit mit sexualisierter Gewalt (nicht bzw. in problematischer Weise) auseinandersetzt. Deutlich werden dabei die Begrenztheiten und Widersprüche der untersuchten aktivistischen, medialen und institutionellen Strategien – aber auch die Wichtigkeit des Aufstörens und Aufschreckens und die politischen Kämpfe im Feld des so nachhaltigen von Gewaltstrukturen durchzogenen *aid business*.

Wird der „Norden“ weiterhin als liberal, aufgeklärt und queer konzipiert, so erscheint „der Süden“ als unaufgeklärt, homo- und transphob oder fundamentalistisch-religiös. Derartige Sichtweisen unterschlagen bspw., dass die Gesetze, die sambischen Schwulen, Lesben und Trans-Personen jegliche Artikulationsmöglichkeit nehmen oder ugandische Queers mit der Todesstrafe bedrohen, auf koloniale Rechtsgrundsätze verknüpft mit christlichem Hintergrund zurückgehen.

In Britisch-Indien intervenierte der koloniale Staat massiv in die als unzivilisiert definierten und gewaltförmigen Geschlechterverhältnisse. Paradigmatisch hatte Gayatri Chakravorty Spivak dies in Bezug auf das Verbot von *sati*, der Witwenverbrennung, aufgearbeitet. *Manju Ludwig* stellt die kolonialherrschaftliche Gewalt gegenüber „devianten“ Männern und nicht-binären Personen dar, den *hijras*. Diese bilden in südasiatischen Gesellschaften ein weitgehend toleriertes und ins Alltagsleben integriertes drittes Geschlecht. Zum einen beleuchtet Ludwig die strafrechtliche Doppelmoral, die nur heterosexuelle, aber keine homosexuelle Vergewaltigung kennt, zum zweiten ein Gesetz von 1871, das die Überwachung, Verfolgung und Einschränkung von Personen mit nicht-binärer Geschlechtsidentität erlaubt, und schließlich die brutale körperliche Züchtigung von sexual-abweichenden Männern in einem Gefängnis auf den Andamanen. Erst 2018 wurde das

kolonial-staatliche Verbot von Homosexualität als unvereinbar mit der indischen Verfassung aufgehoben und LSBTIQ-Personen entkriminalisiert.

Stehen Forschungen zu LSBTIQ-Bewegungen im Globalen Süden und queerer Entwicklungszusammenarbeit noch weitgehend am Anfang, so sind kritische und aktivistische Ansätze der Geschlechterforschung nicht nur grundlegend, um Dialoge zwischen Theorie und Praxis anzustoßen, sondern auch, um über die Erkenntnisse einen Einfluss auf die „Kategorien der Praxis“ in der sozialen Realität zu nehmen. Dekoloniale Denker*innen wie Oyéronké Oyewùní oder María Lugones haben darauf hingewiesen, dass Geschlecht oder Kategorien wie „Frauen“ oder „Männer“ koloniale Produkte sind, die systematisch und auf brutale Weise eingeführt wurden, um Menschen, Kosmologien und Gemeinschaften zu „zivilisieren“. Lugones hat diese Verwobenheit kolonialer Herrschaft und vergeschlechtlichter Machtverhältnisse als „Kolonialität des Geschlechts“ analysiert. Ein Anstoß für ein Denken jenseits dieser „Kolonialität des Geschlechts“ könnte insofern mit einem Überdenken und Aufdecken der Art und Weise einhergehen, wie westlich orientierte Konzepte die Vorstellungen zu vergeschlechtlichen und sexuellen Seinsweisen prägen und wie diese Kategorien, verwoben mit anderen Achsen der Ungleichheit/Differenz, globale Herrschaftsverhältnisse aufrechterhalten.

Carol-Lynn D'Arcangelis diskutiert Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem Konzept „Kwe als Methode des Wiederauflebens“ der indigenen kanadischen Feministin in Leanne Betasamosake Simpson und dem Konzept eines dekolonialen feministischen Widerstands der argentinischen Autorin María Lugones. Dabei stellt sie heraus, dass die dekoloniale Strategie Koalitionen priorisiert und sich auf Subjekte bezieht, die koloniale Divergenzen verkörpern. Durch die Untersuchung der Divergenzen stellt sie das Feld dekolonialer feministischer Literatur ins Zentrum und weitet den Blick auf Debatten jenseits des amerikanischen Kontinents aus.

Bezugnehmend auf die Arbeiten der dekolonialen Denkerin María Lugones beleuchtet ferner *Rubén de J. Solís Mecalco* am Beispiel der Maya in Yucatan/Mexiko, dass präkoloniale Geschlechterordnungen vielfältiger gestaltet waren, als es die heterosexuelle Matrix vorsieht. Er*sie rekonstruiert die präkolonialen Geschlechterkonstruktionen, die die Maya in Yucatán/Mexiko als Ausdruck ihrer Kosmovision und Religiosität im Laufe der Zeit entwickelt und gegen koloniale Unterdrückung verteidigt haben. So zeichnet er*sie die Konturen eines sozialen Gefüges nach, das nicht nur durch die Komplementarität von Weiblichkeiten und Männlichkeiten gekennzeichnet ist, sondern auch nichtbinäre Seinsweisen hervorgebracht hat. Am Beispiel der literarischen und künstlerischen Arbeiten zeitgenössischer Maya-Autor*innen zeigt er*sie konkrete Möglichkeiten zur Dekolonisierung der Maya-Sexualitäten

im Südosten Mexikos auf. Dabei plädiert er*sie für einen gleichberechtigten Dialog einerseits mit anderen kolonialisierten Bevölkerungsgruppen und andererseits mit westlich orientierten Emanzipationsprozessen einschließlich der Queer-Theorie.

Die Artikel von D'Arcangelis und Solís zeigen beispielhaft, dass westlich orientierte Annahmen von Geschlecht und Sexualität dekolonisiert werden müssen, wollen sie in solidarischer Weise die Kämpfe und sozialen Realitäten von lesbischen, schwulen, homosexuellen, trans-, inter- und *third-gender* Personen und *communities* im Globalen Süden und in der Diaspora unterstützen. Die Verquickung von Modernität und Kolonialgeschichte, d.h. der „eigenen“ kulturellen Traditionen gegenüber dem „Anderen“, bedeutet jedoch auch Prozesse des Neokolonialismus (wie moderne Missionsstrategien) in ihrer Ambivalenz und Widersprüchlichkeit zu westlich orientierten Konzepten wie Feminismen oder queer offenzulegen. Zwar eignen sich feministische und Frauenbewegungen im Globalen Süden diese Konzepte auf strategische Weise an, wenn sie für gleiche Rechte, legalen Status und Repräsentation kämpfen. Jedoch bleiben die Debatten und Kämpfe über die universelle Übertragbarkeit von LSBTIQ von Ambivalenzen und Widersprüchen geprägt. „Queer“ ist ein Konzept, das Ende der 1980er Jahre aus den Kämpfen von Lesben, Schwuler, Bisexueller und Trans*personen aus Nordamerika und Europa als Unbehagen gegen essenzialistische Identitätspolitik im Kontext von AIDS-Krise, Homophobie, Rassismus und homosexueller Normalisierung resultierte. Wurde dieses Konzept anschließend in akademischen Arbeiten als konzeptuelle Brille ausformuliert, die Geschlecht als performativ betrachtet und die Annahme einer natürlichen Beschaffenheit von Geschlecht in ihren unterschiedlichen Wirkungsweisen kritisch hinterfragt, so bleiben diese Überlegungen weitestgehend auf die Gesellschaften des Globalen Nordens beschränkt. Daher ist es nicht verwunderlich, dass feministische oder Frauen- und Lesben-Bewegungen im Globalen Süden, die sich intensiv auf kollektive Lebensweisen, auf die sozialen Realitäten und Kämpfe von marginalisierten Frauen* und auf die Materialität von Geschlechterordnungen beziehen und Kritik an einem (neo-)liberalen Subjektverständnis artikulieren, sich mit „queer“ als einer vermeintlich westlich orientierten emanzipativen Politik teilweise weniger gut haben anfreunden können. Andererseits finden aber auch postkoloniale „Übersetzungsprozesse“ statt, durch die sexuelle Rechte oder queer als ein liberal-emanzipatorisches Konzept im Sinne eines Dialoges mit anderen Formen nicht-binärer geschlechtlicher und sexueller Vorstellungen oder auch im Sinne einer „befähigenden Verletzung“ (Gayatri Chakravorty Spivak) wirken können.

Einen Einblick in die Kämpfe von feministischen Bewegungen und Frauenbewegungen in den Lateinamerikas geben die Fotostrecke und das Interview mit den lesbisch-feministischen Künstlerinnen und Aktivistinnen in Mexiko *Rotmi Enciso* und *Ina Riaskov*. Enciso und Riaskov betreiben das Archiv *Producciones y Milagros Agrupación Feminista*, das seit den 1980er Jahren eine der größten auf feministische Bewegungen spezialisierten Sammlungen von Fotografie, Video und grafischen Arbeiten in Mexiko und Lateinamerika beherbergt. Im Interview wird deutlich, dass diese Medien nicht nur Werkzeuge zur gemeinschaftlichen und individuellen Erinnerungsarbeit bilden, sondern dass Kunst als ein Mittel zur radikalen feministischen Selbstsorge und Selbstverteidigung verstanden wird.

Dies zeigt auch *Antje Daniel* in ihrem Artikel zur Studierendenbewegung *Rhodes Must Fall* (RMF) in Südafrika. Kunst ist eine von vielen Ausdrucksformen der LSBTIQ-Studierenden, die sich zunächst innerhalb der Bewegung artikulieren, im Laufe des Protestes jedoch an den Rand gedrängt werden. In Daniels Analyse wird deutlich, wie wichtig es ist, eine intersektionale Perspektive in der Bewegungsforschung einzunehmen. Zudem zeigen die Untersuchung der Aushandlungs- und Spaltungsprozesse, wie umkämpft Geschlecht und Sexualität in dekolonialen Bewegungen und Debatten sind.

Zwei *PERIPHERIE*-Stichwörter runden den thematischen Schwerpunkt dieser Ausgabe ab. Im ersten zeigt *Franziska Müller* am Beispiel der Yogyakarta-Prinzipien, dass nicht-binäre und queere Themen langsam Einzug in das Feld der Menschenrechts- und Entwicklungspolitik finden. Die Prinzipien formulieren alternative menschenrechtliche Grundsätze für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt und haben die Entwicklungszusammenarbeit dazu motiviert, sich zusehends mit Lebensrealitäten jenseits der Zweigeschlechtlichkeit zu befassen. Das zweite Stichwort von *Sebastian Garbe* führt in die Thematik von dekolonialem Denken und Dekolonisierung ein. Es erläutert Strategien wie bspw. eine „Dekolonisierung des Wissens“ oder die gezielte Umkehrung kolonialer Ungerechtigkeiten, wie sie sich nach wie vor etwa in Landbesitz oder Handelsbeziehungen widerspiegeln. Zugleich weist es auf die Divergenzen zu postkolonialen Ansätzen hin.

Außerhalb des Schwerpunkts untersucht *Jens Kastner* die Kunst- und Kultursoziologie des peruanisch-mexikanischen Theoretikers Juan Acha. Dessen im deutschsprachigen Raum kaum zugänglichen Analysen loten die Bedeutung des Kolonialismus für die Auffassung von Kunst und für die Kunstproduktion in Lateinamerika aus. Kastners Beitrag zeigt eine eigentümliche Spannung im Werk des Kunstsoziologen auf: Einerseits erkennt Acha auf der empirisch-theoretischen Ebene die reproduktive Funktion von Kunst. Andererseits setzt er trotz dieser Einsicht, einem gesellschaftlichen

Trend folgend, emanzipatorischen Hoffnungen auf künstlerische Praktiken insbesondere in der bildenden Kunst.

Schließlich feiert *Hjalmar Jorge Joffre-Eichhorn* die Siege im Kampf für Gerechtigkeit und Frieden in Afghanistan. Im Mittelpunkt stehen die *Afghanistan Human Rights and Democracy Organization* und das *Theater der Unterdrückten*, die eine außergewöhnliche Erinnerungskultur aufgebaut haben. So gelingt es ihnen, der Toten des nunmehr seit mehr als 40 Jahren andauernden Krieges zu gedenken und den Überlebenden Hoffnung auf eine friedliche und gerechte Zukunft zu vermitteln.

Mit der vorliegenden Doppelausgabe eröffnen wir den 40. Jahrgang. Wir hoffen, Sie hatten/Ihr hattet einen guten und gesunden Start ins Jahr 2020, und wünschen Ihnen und Euch, dass es so bleibt. Eine zweite Doppelausgabe wird sich im Herbst mit dem Thema „Bioökonomie“ befassen. Ferner bereiten wir für den 41. Jahrgang Themenhefte zu den Schwerpunkten „Globalisierungskritik postkolonial“, „Finanzialisierung und Entwicklungspolitik in der Krise“ sowie „Umkämpfte Ordnungen und verwobene Konflikte“ vor. Zu diesen und anderen Themen sind Beiträge sehr willkommen. Die entsprechenden *Calls for Papers* finden sich auf unserer Homepage, sobald sie veröffentlicht werden.

Schließlich danken wir allen Leser*innen, Abonent*innen sowie den Mitgliedern der *Wissenschaftlichen Vereinigung für Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik e.V.*, der Herausgeberin der *PERIPHERIE*. Unsere größtenteils ehrenamtliche Arbeit ist weiterhin von Spenden abhängig. Eine für die langfristige Sicherung des Projekts besonders willkommene Förderung stellt die Mitgliedschaft im Verein dar, in der das Abonnement der Zeitschrift sowie regelmäßige Informationen über die Redaktionsarbeit enthalten sind. Wir freuen uns aber auch über einmalige Spenden. Unsere Bankverbindung finden Sie im Impressum.

Zu guter Letzt wünschen wir Ihnen und Euch eine aufschlussreiche und inspirierende Lektüre.

Besuchen Sie uns auf unserer Internetseite:

<http://www.zeitschrift-peripherie.de>.

Dort finden Sie außer den *Calls for Papers* für die kommenden Hefte zum Bestellen einzelner Hefte oder eines Abonnements einen Link zu unserem Verlag sowie weitere Informationen zur *PERIPHERIE*.